

derte die Erinnerung nichts. Nein, die Erinnerung änderte das Verschwinden nicht. Dass etwas endgültig für immer verschwindet, nicht als Ort, aber als Zeit, das empfand er in diesem Augenblick zum ersten Mal.«

Was diesem Buch gänzlich abgeht, ist die federnde Eleganz anderer Memoirenprojekte; es gibt weder eine konsequente Chronologie noch ein Bukett von Erkenntnissen, das in der Regel das Alterswerk bedeutender Persönlichkeiten schmückt. 1974 wurde Karl Heinz Bohrer als verantwortlicher Redakteur des Literaturteils der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* abgelöst, weil er sein Ressort mit dem Rücken zum Publikum redigiert habe. Dass er sich mit

seiner Autobiografie diesem Vorwurf erneut aussetzt, scheint ihm egal zu sein und macht den besonderen Reiz dieses Buches aus. Da steht ein deutscher Gelehrter in der Literaturlandschaft herum, ein bisschen hölzern, ein bisschen umständlich, und reiht, ausgestattet mit dem Gespür für die Abgründe des Realen, auf verhaltene, aber bestimmte Weise eine verdichtete historische Assoziation an die andere, und man möchte ihm bis in eine Gegenwart folgen, die an Abgründigkeit nichts eingebüßt hat. Es ist zu hoffen, dass diese Erzählung nicht seine letzte war.

*Karl Heinz Bohrer: Granatsplitter: Eine Erzählung. Hanser, München 2012, 320 S., € 19,90. ■*

Frauke Hamann

## Nationalsymbole in einem schwierigen Vaterland

Peter Reichel über »Glanz und Elend deutscher Selbstdarstellung«

Frauke Hamann

(\* 1955) ist Literaturwissenschaftlerin und freie Journalistin in Hamburg.

frauke.hamann@gmx.de



**G**lanz und Elend deutscher Selbstdarstellung – schon im Titel von Peter Reichels Geschichte deutscher »Nationalsymbole in Reich und Republik« klingt die Ambivalenz unserer nationalen Repräsentation an: »Fünf verschiedene politische Systeme sind in gut 100 Jahren ausprobiert und verschlissen worden, Revolutionen, Weltkriege, Gewaltverbrechen, Besatzungsherrschaft und Teilung waren der Preis, unser Land aus expansionistischer Aggression und politischer Regression herauswachsen zu lassen.« Daraus re-

sultiert eine in anderen Ländern unbekannte »Verlegenheit im Umgang« mit Nationalsymbolen, die mit einem anderen Befund des Autors kontrastiert: dass ein demokratischer Rechtsstaat affektive Akzeptanz brauche. Ob Fahnen und Hymnen, Jahrestage und Denkmäler, Gedenkstätten und Staatsbauten: »Erst durch ihre Symbole wird die Demokratie emotional erlebbar.«

Mit den Extremen der deutschen Geschichte und deren Selbstdarstellung gehen Unbehagen und Unsicherheit hinsichtlich der eigenen Nationalsymbole einher – bis heute. Das »schwierige Vaterland« Bundesrepublik erlaubte sich lange keine vaterländische Emphase, Monumentalität und Pathos waren diskreditiert. Doch inzwischen zeigen wir wieder Flagge. Unvergessen das Meer aus Schwarz-Rot-Gold bei der Fußballweltmeisterschaft 2006. Sind wir also fröhliche Patrioten, bestimmen

»unbeschwerte Gelassenheit, farbenfröhliche und fremdenfeindliche Heiterkeit« den Umgang mit unseren Nationalsymbolen? Dass eine gerade gepflanzte Gedenkeiche in Rostock-Lichtenhagen sogleich wegen angeblicher »Deuschtümelei« gefällt wurde, verdeutlicht die Fragwürdigkeit von Reichels optimistischem Befund.

»Das Nationalgefühl ist die Muttersprache des Kollektivs.« Wenn dieser Satz des in Ankara geborenen Schriftstellers Zafer Senocak zutrifft, dann erklärt Reichels Geschichte der Nationalsymbole, warum unsere Ausdrucksweise so vielstimmig und ihre Ausdeutung fortwährend kontrovers ist. Wie affektgeladen beispielsweise das Singen der Nationalhymne aufgenommen wird, erweist sich, wenn das Spiel der deutschen Mannschaft enttäuscht. Die Debatte um eine »Singpflicht« für Sportler wurde geführt, als stünde nicht das sportliche, sondern das patriotische Leistungsvermögen auf dem Prüfstand. Erinnerung sei an den Hymnengesang nach dem Mauerfall am 10. November 1989 vor dem Schöneberger Rathaus, begleitet von Pfiffen und Wutgeheul. Der Vergleich verdeutlicht einerseits die andauernde Zerrissenheit, belegt aber auch die Veränderungen der vergangenen 20 Jahre. Die Wiedervereinigung hat einen Mentalitätswandel bewirkt.

Auch davon handelt Peter Reichels aktuelles Buch, vom »Kernbereich der Staatsymbolik, den Farben, Hymnen und Feiertagen« sowie von der Geschichte der »Geburtshäuser der Nation«. Im Kapitel über Paulskirche und Reichstag legt der Autor dar, dass sich die deutsche Reichsnation nahezu alles erfinden, bauen und entwickeln musste, was Staatlichkeit ausmacht. Auch aus sozialpsychologischen Erfordernissen sei sie auf Staatsbauten als visuelle und sinnliche Manifestationen ihrer Legitimation angewiesen gewesen. Der Architekt Paul Wallot entwarf den monumentalen Reichstag mit der machtvollen Kuppel in klarer Konkurrenz zu Schloss und Dom. Kaiser Wilhelm II., dem nicht nur

die Institution Parlament, sondern auch der 1894 beendete Bau ein Dorn im Auge war, nannte ihn »Reichsaffenhaus«.

### Ein weiter Weg

Erst mit der Parlamentarisierung der Reichsverfassung am 30. September 1918 wird der Reichstag zum »vollwertigen Nationalparlament, der Reichstagsbau das Haus des alleinigen Souveräns«. Mit der Ausrufung der Republik zum nationalen Baudenkmal eines demokratisch legitimierten Staates geworden, wird der Reichstag durch den Reichstagsbrand zum Symbol der sich selbst zerstörenden ersten deutschen Republik. Bei der Eroberung Berlins sieht ihn die sowjetische Armee als »Symbol für Hitler und den Nationalsozialismus«. Widersprüchlich wie die wechselnden Zuschreibungen ist auch die bauliche Gestalt: Äußerlich dominiert monarchisches und reichsnationales Dekor, innen umso deutlicher das stadtbürgerlich-repräsentative Element. Reichel erläutert, wie die weitreichenden baulichen Eingriffe – nach dem Zweiten Weltkrieg durch Paul Baumgarten und nach der Wiedervereinigung durch Norman Foster – jeweils die politischen und gesellschaftlichen Vorstellungen ihrer Zeit spiegelten. Reichel konstatiert zwar, das Reichstagsgebäude sei inzwischen das neue Wahrzeichen der Berliner Republik, doch verfällt er in polemische Geschmacksurteile: Der »Verhüllungszirkus« 1995 sei Zeichen eines »eventsüchtigen Zeitalters«, Fosters Umbau habe wenig mit sensibler politischer Architektur zu tun, der Adler an der Stirnseite des Parlaments sei verfehlt. Er fragt zudem, was die Bilder und Installationen der zeitgenössischen Künstlergrößen im Nationalparlament zu tun hätten. So endet er im Kapitel über das Brandenburger Tor mit der These, dass sich »in keinem anderen Nationalsymbol Komplexität, Brüche und Widersprüche der bei-

den letzten Jahrhunderte unserer Geschichte so verdichteten wie in diesem«. Als Deutschlandsymbol sei es ein Welt-symbol geworden.

Reichel will »die Geschichte unserer offiziellen und oppositionellen Selbstdarstellung in ihrem Entwicklungszusammenhang seit dem Vormärz darstellen«. Er macht deutlich, wie weit der Weg der Deutschen war, ein Nationalbewusstsein und eine Nationalsymbolik mit Bindekraft auszuprägen, ohne bedrohlich zu wirken. Was Reichels aktuelles Buch gegenüber dem 2005 erschienenen *Schwarz, Rot, Gold*.

*Kleine Geschichte deutscher Nationalsymbole nach 1945* an Breite gewinnt, verliert es an Stringenz. Kampagnen wie »Du bist Deutschland« oder »Deutschland, Land der Ideen«, diese privatwirtschaftlich mitfinanzierten Versuche des *Nation-Branding*, lässt der Historiker leider unerwähnt. Schwerer wiegt, dass er eine Definition der kontaminierten Begriffe »Nation« und »Nationalgefühl« gar nicht erst versucht.

Peter Reichel: *Glanz und Elend deutscher Selbstdarstellung. Deutsche Nationalsymbole in Reich und Republik*. Wallstein, Göttingen 2012, 368 S., € 29,90. ■

Harro Zimmermann

## Heimatverlust

### Die Nachgeschichte der »Weltbühne«

Harro Zimmermann

(\* 1949) ist Kulturredakteur bei Radio Bremen und Professor für Literaturwissenschaft an der Uni Bremen.

Bei *Schöningh* erschien zuletzt: *Friedrich Schlegel oder Die Sehnsucht nach Deutschland*.

harro.zimmermann@radiobremen.de



**A**uch wenn die Auflagen der *Weltbühne*, in der zwischen 1918 und 1933 etwa 2.600 oftmals renommierte Schriftsteller, Publizisten und Journalisten schrieben, nie über 16.000 Exemplare hinausreichten, und sie von der Rechten als Sprachrohr obskurer »Salonbolschewisten« und »Asphaltliteraten« verunglimpft wurde, war das Blatt im politischen Meinungsspektrum der Weimarer Republik von erheblicher Durchschlagskraft. Kurt Tucholsky sah seinen Einfluss durch »tausend Netzkanälchen« hindurchsickern. Aus dieser Quelle, schrieb er, ergossen sich unübersehbar viele »Anregungen, Formulierungen, Weltbilder, Tendenzen und Willensströmungen ins

Reich«. Die *Weltbühne*, auf so schwachen Beinen sie auch stehen mochte, war umgeben von der Aura eines publizistischen Großereignisses von beträchtlicher Strahlkraft. Allein an der Leidensgeschichte eines Carl von Ossietzky sollte das bald vor aller Welt sichtbar werden.

Doch schon wenige Jahre später wollten die Nachkriegsdeutschen dem republikanischen Projekt *Weltbühne* keinen demokratischen Geist mehr zugutehalten, daran konnten auch die diversen Versuche ihrer Neubelebung im Exil und nach 1945 nichts ändern. Für Rudolf Augstein gehörten die maßgeblichen Autoren der Zeitschrift zu den »Totengräbern« der Weimarer Republik, und Hans-Ulrich Wehler zufolge überschritt das Blatt wiederholt die »Grenze zur prinzipiellen Staatsfeindschaft«. Mehr noch, für den Sozialhistoriker brachte die »Gefühlsduseligkeit der Volksfrontromantik« einen gravierenden Realitätsverlust zum Ausdruck. Gehört die *Weltbühne* also nicht auf die Landkarte der deutschen Demokratieggeschichte?